

Heinz Klee

Lust auf Dorf ?



Geschichten vom Landleben der 1940er Jahre

Inhalt

Zum Verständnis und Dank.....	4
Der Hochzeiter	8
Mittagläuten	12
Taufsuppe	17
Kinderalltag	22
Ranzen, Tafel, Griffelkasten	29
Garbehäusle	48
Tanzknopf	54
Maistecken und andere Vergnüglichenkeiten	59
Dorfmusik	64
Farraschdall – ein Mysterium	69
Die Frau ohne Namen	75
Ä Gugge Gutsle	78
Herrgottstag	87
Der Prozessionszug	92
Das Milchhäusle	104
Mame kocht Ahnemus	111
Blut gelect	119
Mord im Dorf	123
Die Hoffnung stirbt zuletzt	131
Dem Himmel ein Stück näher	136
Schlachttag oder mir dond heit metzge	147
Anmerkungen.....	155
Erklärungen der schwäbischen Ausdrücke.....	156
Epilog.....	159
Der Autor.....	160

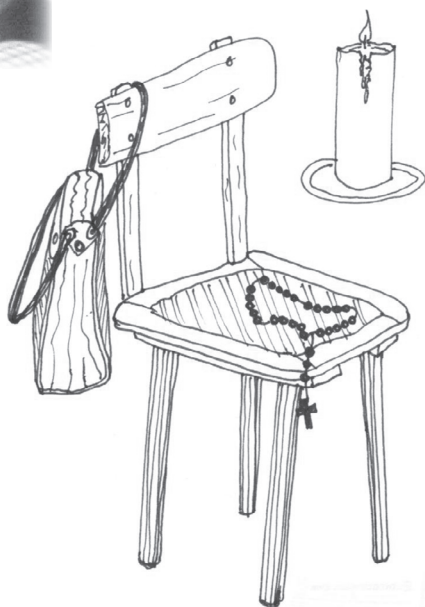
Kinderalltag

Ein gewaltiges Gewitter sorgte in der Nacht für Abkühlung. An Schlaf war kaum zu denken, denn es war heiß und schwül. Selten erlebten wir in unserem Tal eine solche Wetterlage. Meist kam abends ein kühler Wind durch den Tannenwald von der gegenüberliegenden Hangseite, dort wo der neue Friedhof liegt. Wie frischer Atem, nach würzigen Tannen duftend, legte er sich meist über die Höfe und verhalf den müde gearbeiteten Menschen zu einem erhol-samen Schlaf.

Doch gestern war es nicht wie sonst. Die Hitze stand regungslos über dem Dorf, so dass der erfrischende Waldwind keine Chance hatte, für eine angenehme Kühle zu sorgen. Ein Gewitter war die zwangs-läufige Folge dieser Wetterlage. Ich hatte schon Angst, als ich in mein Bett stieg. Vorsichtshalber zog ich nach dem Abendgebet sofort die Bettdecke über meinen Kopf, so dass ich kaum atmen konnte, in der Hoffnung dem drohenden Gewitter zu entgehen. Es half alles nichts. Ein entferntes Grollen ließ mich wach werden. Ich stopfte die Enden

der Bettdecke in meine Ohren. Es half! Ich hörte nichts mehr. Jedoch mit dem Herannahen des Gewitters wurden die Schläge des Donners immer lauter, besonders dann, wenn sich das Grollen zwischen den Hü-geln hin- und herschaukelte, sich an den Hängen brach und dadurch immer beängstigender wurde. Jetzt nutzte keine Bettdecke mehr, ich musste das Gewitter ertragen.

Ein Ausweg, aus diesen Angst-qualen herauszukommen, war, mir mit beiden Händen meine Ohren zuzuhalten. Umsonst! Die Ein-schläge kamen immer näher, die



Zeit zwischen den Blitzen, die jetzt das Tal hell erleuchteten, wurden kürzer. Ein prasselnder Regen peitschte gegen die Scheiben meiner Schlafstube. Draußen schienen alle Kobolde der Welt versammelt, um gemeinsam Blitz, Donner, Sturm und Hagel auf die Menschheit zu schleudern. Ich kam mir verloren vor, ich wimmerte, ich heulte in meine Bettdecke, ich betete: „Lieber Gott, lass die Welt nicht untergehen.“ Ich dachte an die kleinen Sünden, die sich bei mir in den letzten Wochen angehäuften hatten und bereute auf das Inständigste. Ich schwor, dass ich nie mehr heimlich an das Marmeladenglas im Keller gehen würde, auch dass ich, ohne Mutter zu fragen, kein Gutsle bei's Wohlfahrte kaufen würde, und so gab es noch einige lässliche Sünden, die ich bereuen konnte, während der Sturm draußen weiter tobte.

Obwohl ich unten in der Stube Schritte hörte, wagte ich nicht das Bett zu verlassen, denn dies schien mir immer noch ein Ort der Sicherheit zu sein. Ich wusste jedoch, dass Großmutter bei einem solchen Unwetter immer ihre Kammer verließ, die kleine schwarze, etwas abgegriffene Tasche packte, in der sie ihre Habseligkeiten verstaut hatte, und in die Stube schlurfte, um die für solche Fälle griffbereite Kerze, die sie vor Jahren bei einer Wallfahrt in Altötting gekauft hatte, auf den runden Tisch zu stellen. Mit Bedacht entnahm sie aus einer Schachtel mit Zündhölzern ein Streichholz, strich etwas ungelenkt mit ihren gichtigen Fingern über die Reibefläche, um mit dem brennenden Span die Kerze anzuzünden. Mehrmals musste Großmutter die Prozedur wiederholen, weil ihr die Zündhölzchen aus den Fingern fielen oder sie zu sehr zitterte.

Die Kerze war etwas Besonderes, sie war schwarz und hatte das Bild der Madonna mit Jesuskind aufgeklebt. Großmutter zündete sie immer bei einem Gewitter an. Beim Schein der leise vor sich hinflackernden Kerze betete sie den Rosenkranz, still und in sich versunken; vernehmbar laut wurde ihr Gebet, wenn sie nach jedem „Gesetz“ ein Flehen zum Himmel richtete: „Oh, Herr, verschone uns vor Blitz und Hagelschlag“, denn sie hatte schon viele Brandkatastrophen erlebt, wenn bei schweren Gewittern durch Blitzeinschlag große, stolze Höfe abbrannten. Die einzige Chance dies zu verhindern, sah sie im inbrünstigen Gebet des Rosenkranzes.

Ranzen, Tafel, Griffelkasten

Es war nun allerhöchste Zeit in die Schule zu gehen. Essen mochte ich morgens nichts. Am liebsten trank ich einen Becher kuhwarmer Milch mit einem Löffel Honig von den Kramers aus dem Grastal am Ende des Dorfes. Schluck für Schluck genoss ich das süße Getränk. Schokolade oder Gutsle, die mir Adelheid, deren Vater Beamter in Rottweil war, manchmal geschenkt hatte, gab es bei uns selten. Meine Geschwister bekamen von Mutter keinen Honig, sie waren gesund und kräftig, während ich immer sehr blass aussah, wie mir Mame mit Sorgenfalten im Gesicht sagte. Der Bienenhonig war rar und teuer und wurde von Mutter als Medizin benutzt. Wenn uns eine Erkältung plagte, gab es heiße Milch und Honig, das half fast immer. Auch wenn keine Besserung eintrat, so war dieses köstliche Getränk ein Genuss.

Der abgeschabte kleine Ranzen aus Leder lag im Flur auf der ersten Stufe der Treppe, direkt neben der Haustür, dort wo ich ihn am Abend zuvor abgestellt hatte, griffbereit, da ich immer in Eile war. Ein kurzer Blick in den Ranzen: Rechenbuch, Lesebuch, ein Heft mit Karos fürs Rechnen und eines mit Linien fürs Schreiben, der Griffelkasten, in dem schon lange keine Griffel mehr waren, sondern mein Füllfederhalter, ein Geschenk von Gode letzte Weihnachten. Es war das wertvollste Stück im Ranzen. Dies hütete ich wie meinen Augapfel, denn die Fe-



der – so betonte die Gode bei jeder Gelegenheit – sei aus echtem Gold. Im Griffelkasten befanden sich noch zwei abgebrochene Bleistifte, ein Bleistiftspitzer und ein kleines Lineal aus Holz.

Mutter reichte mir mein Pausenbrot. Sie hatte es in eine Blechschachtel gelegt, damit es frisch blieb. Ich glaube, die Blechschachtel war von Onkel Franz. Er hatte sie aus dem Krieg mitgebracht und darin seine eiserne Ration aufbewahrt, wie er mir einmal erzählte. Dies alles verstaute ich im Ranzen, griff nach dem Riemen, der oben und unten befestigt war, zog den rechten Arm durch und warf den Ranzen mit Schwung über die Schulter, so dass er auf meinem Rücken hing. Dann fasste ich den zweiten Riemen, der auf der anderen Seite des Ranzens baumelte, zog ihn über die linke Schulter und hakte ihn mit einem geübten Griff am unteren Ende in einen kleinen Metallring. Mit einem gemurmelten „Ade“ verließ ich das Haus.

Das sogenannte neue Schulhaus wurde 1913 unter großer Anteilnahme der Dorfbewohner eingeweiht, denn es war das erste Gebäude im Dorf, welches ganz aus Stein gebaut war. Es ersetzte die alten Klassenräume im Rathaus. Dies stand auf dem Grundstück des ehemaligen Ifflinger Schlosses. Es lag gegenüber von unserem Hof. Zum neuen Schulhaus führte mich mein Weg am Rathaus vorbei, die Dorfstraße entlang und beim Staiger Karl, dem Dorfmetzger, die Steigung hoch, Richtung Schafbühl, dort wo Mutter einen großen Gemüsegarten hatte.

Noch nicht in Sichtweite der Schule hörte ich schon das laute Geschrei meiner Schulkameraden. Über hundert Kinder tummelten sich auf dem kleinen Hof vor dem Schulhaus. In nahezu jeder Familie waren mindestens fünf oder mehr Kinder zu Hause. Alle gingen in die Dorfschule, nur wenige wurden in der Kreisstadt im alten Gymnasium oder im Konvikt angemeldet.

Es gab nur eine Klasse in der Dorfschule, die wegen der vielen Schüler in zwei Räumen untergebracht war. Wir wurden von einem Lehrer unterrichtet, der sich nur wenige Familiennamen merken musste. Es waren immer die gleichen Namen: die Pfundsteins, die Kramers, die Flaigs, die Hirts, die Ralls und einige andere. Auch die Kinder vom Hochwald mussten bei jedem Wetter den beschwerlichen Weg ins Lackendorfer Schulhaus in Kauf nehmen.

Die Hoffnung stirbt zuletzt

Feldpost

Winter 1944

*Liebe Mutter,
ich lebe. Mach' Dir keine Sorgen um mich. Staiger Sepp ist auch in
meiner Kompanie, so habe ich einen aus Lackendorf bei mir.
Gerade kreist ein Habicht über mir. Er findet kaum noch Nahrung in
der tief verschneiten Landschaft. Diese verdammte Kälte setzt uns
zu. Hat bei euch der Habicht wieder eine Henne geschlagen, oder ist
der Hühnerhof jetzt mit einem Draht überspannt?
Es sind noch wenige Wochen bis Weihnachten. Wenn alles gut geht,
bin ich vielleicht an Weihnachten bei euch. Grüß Vater von mir, er
soll sich nicht so aufregen, wenn der Hannes mal wieder falsch an-
spannt. Ich bin ja bald wieder da. Sag Erwin, wenn ich zu Hause
bin, spielen wir wieder Fußball. Ich denke oft an meine Schwestern.
Es grüßt euch alle
Euer Herrmann*

*P.S. Wenn ihr ein Kerzlein am Muttergottesbild anzündet, kann dies
nicht schaden.*

Es war der letzte Brief von meinem Bruder, der uns erreicht hat. Immer wieder holt Mutter die inzwischen vergilbte Feldpostkarte ohne Ort und ohne Datum aus der Schublade des Küchentisches, wo sie ihre wenigen persönlichen Habseligkeiten verstaut hatte. Sie hält sie in ihren zittrigen Händen, ganz vorsichtig, so als wolle sie einen Schatz betrachten, und liest halblaut Zeile für Zeile. Immer wieder wiederholt sie den ersten Satz „ich lebe“. Ihre Tränen benetzen das vergilbte Papier, während sie stammelt „ich lebe“. Meist faltet sie dabei ihre gichtigen und von der Arbeit aufgerauten Hände und murmelt vor sich hin „Jesses, Maria, Josef, lass de Herrmann komme“.

Es sind nun zwei Jahre her, seit wir von Herrmann das letzte Lebenszeichen erhalten haben. Irgendwann während der Zeit des Wartens hat Mutter schwarze Kleider angezogen. Trauer und Ungewissheit liegen seitdem über dem Eschachhof. Die Alliierten haben Deutschland besiegt. Nach dem Chaos des Frühjahrs, als die Franzosen in unser Dorf einmarschiert sind und keiner wusste, wie es weitergeht, hat für uns Kinder der Alltag begonnen. Wir mussten wieder morgens unseren Schulranzen packen. Viele Männer aus dem Dorf, die in Kriegsgefangenschaft geraten waren, sind inzwischen auf ihren Höfen. Noch sah man ihnen die Entbehrungen eines langen Krieges an, viele waren gezeichnet. Einige waren so schwer verwundet, dass man ihnen Arme oder Beine amputieren musste. Mancher konnte sich nur mit Krücken fortbewegen, andere hatten in den kalten russischen Wintern Erfrierungen als Andenken mit nach Hause gebracht. Aber sie waren wieder Zuhause, bei ihren Frauen, bei ihren Kindern. Von einigen wusste man, dass sie noch in Gefangenschaft waren, aber die Nachricht, sie seien noch am Leben, beruhigte die Eltern oder die Frauen, auch wenn man um das Wohlergehen der Söhne und Ehemänner in großer Sorge war.

Nur wenige galten noch als vermisst.

Herrmann war vermisst, er war nicht tot, er war nicht am Leben.

Er war vermisst.

Vermisst, dies war die schlimmste aller Nachrichten. Die Ungewissheit, tagaus, tagein in der Vorstellung zu leben, was seinem Kind in der Fremde, in einem Gefangenenlager widerfahren könnte. Die Hilflosigkeit, nicht helfen zu können, wenn Hilfe nötig wäre. Die eigenen Schuldvorwürfe, wo keine Schuld war. Das Zermartern des Kopfes, wenn man die Schreckensnachrichten des Krieges auf seinen Sohn übertrug. Dessen Tod tausendmal zu durchleben, um ihn in einem Anflug von Hoffnung wieder auferstehen zu lassen.

Mein Gott, ich vermisse ihn, er könnte doch kommen. Ich habe keinen Totenschein, auf dem steht – wie bei so vielen im Dorf – „Wir teilen Ihnen mit, dass Ihr Sohn für das Vaterland gestorben ist“. Dies wäre eine ehrliche Nachricht. Aber trauern ohne trauern zu wollen, er war ja nur vermisst, das ist die Unendlichkeit der Trauer, bei der es kein Entrinnen gibt.